

Zu Tisch Polen, Ukraine, Nordirland: landestypische Gerichte der deutschen EM-Gegner **Roter Faden** Anke Degenhard, Fotogaleristin **Garten** Warum Lupinen Kindheitserinnerungen wecken

Gestern & Heute Als 17 Meisterwerke der Kunsthalle verbrannten **Junior** Die Siegertexte aus dem Schreibwettbewerb **Von Mensch zu Mensch** Eine Kranke, die sich selbst und anderen hilft

Der Junge, den **keine** Schule will

Zehn Jahre alt – und schon gescheitert?
Max ist intelligent, aber **schwer erziehbar**.
Seine Eltern kämpfen darum, dass er
unterrichtet wird. Doch das Hamburger
Konzept der Inklusion – gemeinsames
Lernen von Kindern mit und ohne
Behinderung – stößt hier an seine Grenzen



Warum Max nicht in die Schule darf

Max, 10, braucht nur über die Straße zu gehen, dann ist er in der Schule. Das gelb geklinkerte Gebäude liegt genau gegenüber der Wohnung seiner Eltern mitten in Eimsbüttel. In unmittelbarer Nachbarschaft gibt es weitere Schulen, auf die Max gehen könnte. Allesamt zu Fuß mühelos erreichbar für den lebhaften Jungen. Der Stadtteil ist sozusagen randvoll mit Schulen.

Aber Max geht nicht zur Schule. Es gibt momentan keine, die bereit ist, ihn zu unterrichten. Nicht in Eimsbüttel, nicht in Altona. Und auch nicht außerhalb Hamburgs. Max ist unbeschulbar.

Dabei steht in Artikel 13 des Hamburgischen Schulgesetzes: „Schülerinnen und Schüler von der Vorschulklasse bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres haben Anspruch auf eine umfassende Bildung und Betreuung in der Zeit von 8.00 Uhr bis 16.00 Uhr an jedem Schultag.“ Eindeutiger geht es nicht.

Für Max aber gilt das nicht. Kinder wie Max gibt es einige in der Stadt. Laut Schulbehörde sind es rund 400 Schüler, für die in Hamburg derzeit kleine Lerngruppen vorgehalten werden. Etwa 50 seien auch nach kurzer Zeit nicht wieder in ihre Regelklasse integrierbar.

Weitaus größer ist die Zahl der Kinder mit „sonderpädagogischem Förderbedarf“ in den Bereichen Lernen, Sprache sowie emotionale und soziale Entwicklung – sogenannte LSE-Kinder. Aktuell sind es 5924 Schüler, vor vier Jahren waren es noch 4665. Diese Zahlen stehen für die Wucht des Problems. Auch wenn Schulsenator Ties Rabe (SPD) sagt, dass nur ein Drittel der gemeldeten LSE-Kinder früher tatsächlich auf die Sonderschule geschickt worden sei. „Nicht die Kinder, sondern der Blick auf die Kinder hat sich verändert“, sagt Rabe.

Der genaue Blick auf Max aber zeigt, dass auch die Inklusion an ihre Grenzen stößt. Und wenn das so ist, muss die Frage gestellt werden, ob sie immer und für jedes Kind auch der einzig richtige Weg sein kann.

Denn Max hat das E aus LSE sozusagen nicht. Und nicht die Inklusion. In der von 1500 Schülern in Hamburg in den Jahrgangsstufen eins bis zehn. Das sind die schwierigen Fälle, sie haben deshalb oft einen Schulbegleiter an ihrer Seite (siehe Info-Text).

Diese Kinder wurden irgendwan mal tief in der Seele verletzt. Ihre Wunden sieht man nicht. Sie können laut und fröhlich sein und vielleicht gleichzeitig nach innen bluten. Und dann jeden zur Verzweiflung treiben.

Was es bedeutet, wenn Eltern gesagt bekommen, dass ihr Kind die Schule verlassen muss, weil es für andere nicht zumutbar sei, ist mit ihrem Sohn oder ihrer Tochter gemeinsam unterrichtet zu werden, ist nur schwer vorstellbar. Die Eltern von Max, Jürgen und Maria (Namen geändert), haben sich entschlossen, darüber zu reden.

Erst war Max sogar Klassenprescher, dann häuften sich die Probleme
Sie wollen ihre Geschichte erzählen. Denn sie wollen, dass sich etwas ändert. Sie wissen, dass es eine Schule für Max gibt. Keine Regelschule mit mehr als 20 Kindern in einem Klassenzimmer voller lauter, tobender Schüler. Sondern einen überschaubaren Raum, in dem es möglich ist, dass ihr Sohn zusammen mit wenigen anderen Kindern von erfahrenen Pädagogen unterrichtet wird. Eine Schule mit kleinen Klassen.

Das Problem: Solch eine Schule ist in Hamburg nicht vorgesehen. Und genau genommen verstieße sie auch gegen das, was sich diese Stadt vor einigen Jahren zum Ziel gesetzt hat: die Inklusion. Die schrittweise Abschaffung der Sonderschulen also und das gemeinsame Lernen von Schülern mit und ohne Behinderung. Ein Ort, an dem alle Kinder etwas voneinander lernen können und niemand mehr ausgeschlossen wird. Und gleich am Eingang über diesen Schülern könnte stehen: Jeder ist anders – und das ist auch gut so.

Max ist ziemlich anders.
Max wird seit sechs Monaten nicht mehr beschult. Seine Eltern sagen, er ist ein ADHS-Traumakind. Ob er wirklich unter der Aufmerksamkeitsdefizit-

zeit-/Hyperaktivitätsstörung leidet, und wenn ja, wie stark, darüber gehen auch die Meinungen der behandelnden Therapeuten auseinander.
Sein Vater Jürgen sagt: „Es gibt in Hamburg keine kleinen Klassen für Integrativ-Kinder, dabei werden diese dringend benötigt. Die Inklusion in Hamburg ist aus meiner Sicht gescheitert. Es gibt eine Schulpflicht, aber mein Sohn wird nicht beschult. Er ist als sogenanntes 1-Kind in einer großen Gruppe überfordert. Alles Neue bringt ihn furchtlich durcheinander. Ihm fehlt die Zentrierung, er fällt schnell aus dem Gleichgewicht und kann nicht in großen Gruppen unterrichtet werden. Aber genau diese Kinder sollen inkludiert werden.“ Die Folge, sagt Jürgen: „Max ist ständig überfordert.“

Der Junge reagiert auf diese permanenten Überforderung mit Wut und Gewaltausbrüchen.
Zuerst wird Max im September 2013 von der Schule Kielortallee verwiesen. Da ist er in der 2. Klasse. Anfangs war er noch Klassenprescher, beliebt und bekannt wie ein bunter Hund“, sagt Jürgen. Aber auch laut, unruhig, verhaltensauffällig. Die Klagen häufen sich. Max und sein Verhalten wird immer mehr zum Thema in der Klasse. Andere Eltern beschwerten sich. Schließlich überweist die Fraktion derer, die der Meinung sind, es müsse einen besseren Ort für Max zum Lernen geben als ausgerechnet die Klasse ihrer Kinder hier in Eimsbüttel.



Nicht die Kinder, sondern der Blick auf die Kinder hat sich verändert.

Schulsenator Ties Rabe (SPD)

Die Inklusion ist ein Menschenrecht. In der Uno-Behindertenrechtskonvention 2006 festgelegt, und von Deutschland 2009 ratifiziert. 160 Länder haben den völkerrechtlichen Vertrag, der rund 650 Millionen Menschen betrifft, unterschrieben. Keine andere Konvention wurde so schnell von so vielen Staaten ratifiziert.
Inklusion ist auch eine große gesellschaftliche Aufgabe. Ob sie gelingt, hängt von allen ab. Und oft trifft ein einfacher und für viele nachvollziehbarer Rechtsanspruch auf eine komplizierte Wirklichkeit.

Nach zahlreichen Auseinandersetzungen teilt der Schulleiter allen Eltern in einem Brief mit, dass die Situation „nicht mehr positiv aufzufangen war“. Er schreibt: „Es ist richtig: Die Inklusion ist im Fall Max gescheitert. Das sind für alle schmerzhaft Erfahrungen. Aus meiner Sicht war die Schule jedoch am Ende des Machbaren angelangt.“ Und fügt hinzu: „Dieses Schreiben ist mit den Eltern von Max abgestimmt.“ Jürgen sagt: „Das war eine glatte Falsch Aussage.“

Diese Lüge, so empfinden es die Eltern im Nachhinein, ist für sie der Beginn einer Kette von Demütigungen und Bevormundungen – und für Max der Anfang vieler schmerzlicher Abschlüsse und Bindungsverluste.

Sie lassen den Satz aus dem Elternbrief streichen. Das geht. Es ändert aber nichts daran, dass Max von nun an ein Kind ist, das bereits in der 2. Klasse von der Schule geflogen ist. Damit müssen die Eltern fertig werden. Wie geht man damit um? Wir waren geschockt und wütend, verletzt und allein, traurig und enttäuscht“, sagen sie.

Jürgen ist Musiker und Pädagoge, Maria ist Schauspielern. Sie haben eine fröhliche Grundstimmung. Und nichts zu verbergen. „Wir müssen uns waldig durch rechtfertigen“, sagen sie, „dass wir in der Erziehung von Max ja wohl gravierender Fehler gemacht haben.“ Sonst wäre der Junge ja nicht so, wie die Lehrer. Und andere Eltern. Hinter ihrem Rücken wird gutschelt und telefoniert. Anstatt Hilfe oder An-

Hamburg hat die Inklusion als größte pädagogische Herausforderung erkannt: gemeinsames Lernen von Kindern mit und ohne Behinderung. Doch bei einem Zehnjährigen aus Eimsbüttel stößt dieses Konzept an seine Grenzen. Was dann? Jan Haarmeyer erzählt die Geschichte eines leidenden Kindes, verzweifelter Eltern und überforderter Pädagogen

teilnahme erfahren sie Ausgrenzung und hören Sätze, die sie verletzen: „Vielleicht solltet ihr eurem Sohn mal die Grenzen aufzeigen.“ Und auch: „Euer Sohn gehört doch auf eine Sonderschule.“

Zu dem Gefühl, sich permanent erklären zu müssen, kommt die eigene Hilflosigkeit. „Was macht man, wenn einen niemand versteht?“ Sie sind zu dem völlig überfordert, wenn es um ihre Rechte geht. „Heute wissen wir, dass die erste zehntägige Suspendierung unseres Sohnes von der Schule rechtswidrig war.“ Und gleichzeitig suchen sie rastlos nach den Ursachen. „Warum ist unser Kind so?“

Max ist das zweite Kind von Jürgen und Maria. Er hat noch einen drei Jahre älteren Bruder. Max wurde am 30. Januar 2006 in der Universitätsklinik Eppendorf (UKE) geboren. „Eine schwere Geburt“, sagt die Mutter. Wegen Komplikationen entscheidet der Arzt, das Baby per Kaiserschnitt zu holen. Als Säugling, sagen die Eltern, sei Max „ein Schreikind“ gewesen. Unruhig, hyperaktiv, grenzenlos. Mit 15 Monaten kommt er in die Krippe.

Zwei Monate später, im August 2007, zieht Max zum ersten Mal in den Kindergarten. Er kommt ins Kinderkrankenhaus Wilhelmstift, liegt dort eine Woche im künstlichen Koma und danach drei Wochen auf der Intensivstation.

Zwei Jahre lang pflegen die Eltern täglich die verbrannten Hautpartien, legen Kompressen auf. Und sie kümmern sich intensiv um die äußerlichen Narben. Die inneren, das wissen sie heute, sind viel schwerer zu heilen.

Max verändert sich. Er wird im Kindergarten gegen andere Kinder übergriffig. Würgt seinen Freund, schubst Kinder vom Gerüst, bekommt Wutanfälle und ist dann „im Film“.

1662 Schulbegleiter

Kinder mit körperlicher, geistiger oder seelischer Behinderung werden in schulischem Alltag von Schulbegleitern unterstützt. In Hamburg ist die Anzahl der Schulbegleitern im Jahr 2015 auf 1662 angestiegen. Die Kosten für diese intensiv-pädagogische Maßnahme sind innerhalb von nur fünf Jahren von drei Millionen Euro im Jahr 2011 auf 13 Millionen Euro 2015 nahezu explodiert.

Es gibt drei Stufen von Schulbegleitern. Von sogenannten „helfenden Händen“ spricht die Behörde mit „finden die Träger immer Schulbegleitern, vielleicht dauert es länger.“ Unterstützungsbedarf, die sonst wohl in ihrer Grundschulklasse scheitern würden. Das Ziel: Die Kinder sollen so stabilisiert werden, dass sie wieder in ihre Klasse zurückkehren können.

Geht mit einem Obstmesser auf andere Kinder los und verkleidet sich täglich. Gerne als Arzt oder Feuerwehrmann. „Wir wurden als Familie zunehmend isoliert“, sagt Jürgen. Ein schlechender und leiser Prozess sei das gewesen, der immer noch wehtut. „Freunde wandten sich ab, weil sie ihre Kinder nicht mehr mit Max spielen lassen wollten.“ Der jugendpsychiatrische Dienst schreibt in einer Stellungnahme über Max von einer „Störung des Sozialverhaltens mit aufässigem Verhalten“ und „speziell Förderbedarf wegen schwerer Schädigung.“

Maria und Jürgen konsultieren Kinderärzte und Psychologen. Sie gehen mit Max zum Kinesiologen und zur Ergotherapie, zur Logopädie und zur Verhaltenstherapie. Zum Trauma-Therapeuten und zu Paulinchen, dem Verein für brandverletzte Kinder. Und schließlich auch auf Druck des Jugendamtes, fünf Wochen stationär in eine Kinderpsychiatrie. „Dort wurden wir praktisch zu einer Therapie mit Medikamenten gezwungen“, sagen sie. „Entweder Ihr Sohn nimmt ab morgen Methyphenidat oder Sie ziehen hier aus.“

habe der Psychiater gesagt. Gebracht hat der Aufenthalt nichts. Außerdem Hinweis, dass Max ein Anrecht auf Pflegestufe I hat.

Mit acht war Max Hamburgs bester Schwimmer seines Jahrgangs
Sie gehen einmal im Monat zur Erziehungsberatung und lassen über Max auf Empfehlung eines Psychotherapeuten ein astrolgisches Gutachten erstellen. Das Ergebnis lautet: Max sei im Prinzip nicht erziehbar. Er sei ein extremer Einzelgänger, der sein Umfeld an die Grenzen bringt, einen individuellen Weg gehen muss und Menschen leidet. „Das ist sehr sporthlich. Er spielt Fußball, geht zum Judo, macht Taekwondo. Und er ist ein hervorragender Schwimmer. Wochenlang gehen Vater und Sohn regelmäßig zum Schwimmen, im Kaufbad begleitet Max mit akrobatischen Sprüngen vom Zehner. Mit acht Jahren ist er Jahrgangsbester in Hamburg über sämtliche Lagen – Brust, Rücken, Kraul, Delfin. Er bekommt sogar eine Einladung zum Olympiastützpunkt in Dulsberg. Wenig später hat er keine Lust mehr auf das Leistungsschwimmen.“

Schon in der ersten Klasse braucht Max einen Schulbegleiter. „Der junge Mann war toll“, sagen seine Eltern, „er hatte selbst auch Brandverletzungen. Die beiden haben sich sehr gut verstanden.“ Der Student bleibt aber nur bis zu den Herbstferien an der Seite von Max.

Die Eltern sagen, sie mussten sich anschließend selbst um einen neuen Begleiter kümmern. Jürgen ist immer noch fassungslos: „Schule und Jugendamt haben uns die Suche überlassen. Nach dem Motto: Wenn Sie wollen, dass Ihr Sohn beschult wird, dann liegt das bei Ihnen.“ Die Eltern suchen unter Hochdruck einen neuen Schulbegleiter.

Die nächsten beiden sind laut Jürgen „ein Flop“. Ohne großes Einfühlungsvermögen und nicht richtig ausgebildet. Der Anfang vom Ende.

Nach der ersten Exklusion von der Schule Kielortallee kommt Max im Dezember 2013 in eine temporäre Lerngruppe in Schmelzen. PEPE, das Kooperationsprojekt zwischen Schulen und Jugendamt, dem freien Träger Raubes Haus und dem Regionalen Bildungs- und Beratungszentrum (ReBBZ) steht für die Pädagogische Entwicklungsförderung Primarschüler aus Eimsbüttel. Es hilft Kindern mit hohem Unterstützungsbedarf, die sonst wohl in ihrer Grundschulklasse scheitern würden. Das Ziel: Die Kinder sollen so stabilisiert werden, dass sie wieder in ihre Klasse zurückkehren können.



Max mit seinen Eltern Jürgen und Maria. Der Zehnjährige wird seit sechs Monaten nicht beschult
Marcelo Hernandez

Vier bis sechs Kinder werden in Schmelzen ständig von zwei erfahrenen Lehrkräften unterrichtet. Max hat eine gute Zeit. Er ist motiviert und bleibt nahezu unauffällig. Die Pädagogen haben gesagt, man müsse Max nur erkennen, dann läuft auch alles“, sagt Jürgen. Max geht einmal in der Woche zur Psychotherapie und entdeckt das Angeln als neues, intensives Hobby. Er geht fast jeden Tag angeln, was die Eltern zeitweise entlastet. „Max angelt in den Tiefen seiner Seele“, sagt ein befreundeter Therapeut.

Im November 2014 wird die Re-Integration in eine Regelschule vorbereitet. Max geht zunehmend auf Abwehrhaltung“, sagen die Eltern. Der Versuch der Wiedereinschulung in der Theodor-Haubach-Schule in Altona wird wegen organisatorischer Mängel und wechselnder Schulbegleiter aufgrund von Krankheiten – der erste Schulbegleiter kommt erst nach fünf Wochen – ziemlich erschwert.

Kleine Lerngruppen könnten die Rettung sein, doch die sind keine Dauerlösung

Trotzdem fühlt sich Max dort anfangs sehr wohl. Aus dem Protokoll des Elterngesprächs vom 15. Juni geht hervor, dass Max motiviert und gern in die Schule geht. „Er traut sich mehr zu.“ Im Sport „zeigt er Fairness, hält Regeln ein und ist schon weiter als andere“. Aber Dinge, die er nicht will, macht er nicht“. Und es gibt noch Situationen, „in denen die Lehrer und auch der Schulbegleiter keinen Kontakt zu Max finden“. Dann, so heißt es, „benötigen die Lehrer die Hilfe der Eltern“.

Sieben Tage später ist alles anders. Max widersetzt sich in der zweiten Stunde allen Anordnungen. Er verlässt die Klasse, läßt erregt durch das Schulgebäude, besorgt sich in der Cafeteria zwei Gabeln und droht drei Erwachsene. Er schreit herum, dass er die „verfickte Schule“ nie wieder besuchen werde und sich wische, wieder in einer kleinen Klasse sein zu dürfen.

Holger Requardt weiß, welche hervorragende Arbeit die Mitarbeiter bei PEPE leisten. Dort, wo auch Max seine bisher einzige gute Schulzeit gehabt hat. Er weiß auch, dass die Kosten pro Kind bei PEPE rund 20.000 Euro im Jahr betragen. Eine Unterbringung außerhalb der Stadt, die Max' Eltern ebenfalls in Betracht ziehen müssen, wäre eine Inklusion ihres Sohnes in einer Hamburger Regelschule nicht möglich ist, ist dreimal so teuer.

Holger Requardt will die Dinge gar nicht schönreden. „Wenn Kinder sich bei PEPE wohlfühlen, den Wechsel aus der PEPE-Klasse bekommen, müssen wir erschaft darüber nachdenken, ob man die temporären Angebote weiterentwickeln muss, bei denen die Kinder in ihrer Stammklasse bleiben können.“

Maria und Jürgen aber kämpfen für eine kleine Klasse, nicht temporär, sondern unbefristet. Einen geschützten Raum für Max, der seit fünf Wo-

zwischen Max und einer Sonderpädagogin in den ersten beiden Schulstufen. „Danach war Max im Film“, sagt sein Vater. Der Zehnjährige ist nicht mehr ansprechbar. Er schlägt, beschimpft und bedroht seinen Klassenlehrer und die Mitschüler. Zur Strafe darf Max nicht am Sportunterricht, seinem Lieblingsfach, teilnehmen. Schulleiter und Schulbegleiter halten ihn davon ab, in die Turnhalle zu gehen. Der Schulleiter durchsucht draußen die Tasche von Max und findet die Waffe. Er informiert Polizei und Eltern und schreibt eine Gewaltmeldung über den Vorfall. Jürgen holt sein Sohn, zum wiederholten Mal, von der Schule ab.

Das vorläufige Ende der Schulkarriere von Max macht auch Holger Requardt aus dem Fachamt Jugend- und Familienhilfe im Bezirksamt Eimsbüttel nachdenklich. Er weiß, dass der Schlüssel für schwierige Schüler kleine Lerngruppen sein können. So wie PEPE. „Als das Projekt 2007 gestartet wurde, war das eindeutige Ziel die Re-Integration der Kinder in die Regelschule“, sagt Requardt. „Wir wussten, dass das schwierig ist, aber wir dachten, dass wir das hinkriegen.“

In Hamburg haben sich längst sehr viele solcher temporärer Lerngruppen gebildet. Quasi als letzte Rettung für die Schulen, wenn die Inklusion wie bei Max auch offiziell gescheitert ist. Rund 400 Schüler werden in sogenannten Nebenklassen mehr oder weniger beschult. Sie sind über die Stadt verteilt und tragen Namen wie „Rückenwind“, „Pontonschule“, „Come back“ oder „Brückenklasse“. Namen, die darüber hinwegtäuschen, dass hier Störfälle die Regel sind. Und nicht die Ausnahme.

Eine solche Beschulung würde es auch den Eltern gestatten, wieder verlassen ihrem Beruf nachzugehen und die Gefährdung ihrer finanziellen Existenz abzuwenden. Nicht ständig auf Abruf zu sein. Und wieder Boden unter die Füße zu kriegen.

Maria hat eine Therapie hinter sich, sie hatte eine Initiative gegründet, weil viele Eltern mit ihren verhaltensauffälligen Kindern in ähnlichen Unglücksfällen steckten. „Wir brauchen für diese Kinder eine ganz neue Schulform“, sagt er. „Denn in RBE-Schulen sind sozial-emotional behinderte Kinder nicht vorgesehen. Wir brauchen für diese Kinder kleine Klassen. Denn sie müssen in diesem Schulsystem etwas leisten, was sie gar nicht leisten können.“

Diese Geschichte beruht auf gemeinsamen Recherchen von Hamburger Abendblatt und Norddeutschem Rundfunk. Der Fall ist an diesem Sonabend um 9.20 Uhr und um 11.20 Uhr auf NDR Info zu hören.

„Für manches seelisch behinderte Kind ist der inklusive Weg nicht richtig“

Wo liegen Chancen, Risiken, Grenzen der Inklusion? Fragen an Bernd Ahrbeck, Professor für Verhaltensgestörtenpädagogik

Professor Bernd Ahrbeck lehrt an der Humboldt-Universität in Berlin Verhaltensgestörtenpädagogik. Der Erziehungswissenschaftler forscht seit Jahren zum Umgang mit Behinderung und hält die Inklusion nicht in jedem Fall für den richtigen Weg.

Hamburger Abendblatt: Professor Ahrbeck, warum liegen die Chancen der Inklusion?

Bernd Ahrbeck: Der Vorteil einer gemeinsamen Beschulung von Kindern mit und ohne Behinderung besteht darin, dass ein gemeinsamer Lebens- und Erfahrungsraum entsteht, in dem sich diese Kinder begegnen, sodass sie einander weniger fremd bleiben. Dies kann für beide Seiten von Vorteil sein: für die Kinder mit Beeinträchtigungen, aber auch für diejenigen, die keine Behinderung aufweisen. Eine weitere Chance der Inklusion besteht darin, dass Förderprozesse bei gemeinsamer Beschulung besser verlaufen könnten. Viele empirische Untersuchungen weisen darauf, dass Kinder mit Lernbeeinträchtigungen von einer gemeinsamen Beschulung profitieren, weil dort das Anregungsniveau höher ist und stärkere Leistungsanforderungen gestellt werden. Allerdings ist die Forschungslage hier, wie an anderen Stellen auch, nicht eindeutig. Im Hamburger Schulversuch der 1990er-Jahre zu den sogenannten integrativen Regel-

klassen, einer der wichtigsten empirischen Untersuchungen, hat sich ein solcher Effekt nicht eingestellt.

Was sind die Risiken?

Ahrbeck: Zum einen kann die soziale Integration misslingen, sodass Kinder mit Beeinträchtigungen Randstellungen einnehmen, sich bei der gemeinsamen Beschulung nicht wohlfühlen und psychisch in einem besonderen Maße belastet werden. Darauf, dass dies kein seltenes Phänomen ist, verweisen einige empirische Untersuchungen. Eine besondere Rolle spielen Kinder mit einem emotional-sozialen Förderbedarf, wie bei dem von Ihnen angeführten Kind, dem zehnjährigen Max. Häufig befinden sich Kinder mit einer starken psychischen und Verhaltensproblematik am Rande der Klasse, sie werden massiv abgelehnt und mitunter sogar gemobbt, längst bevor ein entsprechender Förderbedarf formuliert wird. Das heißt, dass zuerst eine soziale Randstellung und eine psychisch hoch belastende Situation vorliegt und dann eine sogenannte Etikettierung erfolgt und nicht umgekehrt. Das wird häufig nicht richtig wahrgenommen. Beängstigt werden von Ihnen genannten Falles stellt sich sagen, dass der gemeinsamen Beschulung bei Kindern mit schweren psychischen Belastungen sehr wohl Grenzen gesetzt sind, mit einer star-

ken Vernetzung hin zum klinischen sowie zum sozialpädagogischen Bereich. Hier existieren sehr kleine Klassen, die in ihrer pädagogischen Arbeit sehr erfolgreich sind. Die universitären Fachvertreter der Pädagogik bei Verhaltensstörungen sind sich dahingehend einig, dass solche intensivpädagogischen Angebote zeitweise benötigt werden. Darüber gibt es gar keinen Dissens.

Wie sieht Ihr ideales Schulsystem aus? Ahrbeck: Die einen halten eine „Schule für alle“ für ein ideales System, eine Schule, die jegliche institutionelle Differenzierung aufweist und restlos alle Kinder aufnimmt, unabhängig von der Art und dem Schweregrad ihrer Beeinträchtigung. Letztlich ist die „Schule für alle“ mit einem gegliederten, differenzierten Schulsystem unvereinbar. Auch die Gymnasien müssten in ihrer bisherigen Form aufgelöst werden. Das Gegenmodell, das ich vertrete, geht von einer Vielzahl von Angeboten aus, in-

dem jedes Kind das bekommen kann, was für es gut ist. Dementsprechend wird es zukünftig im stärkeren Maße zu gemeinsamer Beschulung kommen, was ich nachdrücklich für richtig halte, aber zugleich sollte ein Angebotspektrum erhalten bleiben, zu dem auch Sonderschulen oder Sonderklassen gehören. Im angloamerikanischen Sprachraum wird dies unter dem Konzept der „Least Restrictive Environment“ gefasst. Es geht dabei um ein Kontinuum von Bildungsorten und Förderintensitäten, die Gemeinschaft fördern, aber auch anerkennen, dass manche Kinder etwas Besonderes brauchen.

Haben Sie Erkenntnisse darüber, dass die Zahl der verhaltensauffälligen Kinder steigt? Ahrbeck: Es ist relativ gesichert, dass die Zahl der psychisch kranken Kinder im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht zugenommen hat. Gleichwohl ist unüberschaubar, dass Kinder in der Schule heute mehr Verhaltensprobleme haben als früher. Das hat damit zu tun, dass offensichtlich haltende soziale Kräfte im Schwinden sind. Viele Kinder kommen ziemlich unvorbereitet in die Schule, sodass sie den dort gestellten Aufgaben nicht entsprechen können. Mit anderen Worten: Die Schule muss viele Sozialisierungsleistungen nachholen, die früher im Elternhaus und in anderen so-

zialen Zusammenhängen geleistet worden sind. Ich halte sehr wenig von einer pauschalen Lehrerschelte. Lehrer werden mit vielen zunächst schwierigen Kindern gut fertig. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass in vielen Regionen bis zu 30 Prozent der Schüler, die die Schule beginnen, sehr unruhig sind, getrieben und impulsiv. Ihr Verhalten ist pädagogisch nicht immer ganz einfach zu händeln. Lehrer kommen aber mit diesen Schülern in der Regel ganz gut zurecht, die Probleme reduzieren sich in den ersten Schuljahren ganz erheblich. Für eine Restgruppe, die nicht sehr groß ist, reicht das aber nicht aus. Hier wird auch eine Verbesserung der allgemeinen Lehrerausbildung, so wünschenswert sie ist, nicht wirklich weiterhelfen. Dafür ist die innere Konfliktfähigkeit dieser Schüler zu massiv, und die Herausforderungen, die sie in der Interaktion stellen, sind zu stark. Hierzu bedarf es unabänderlich speziell ausgebildeter Sonderpädagoginnen, die im ausreichenden Maß zur Verfügung stehen müssen. Dies ist ein betriebliches Thema: In vielen Bundesländern, an der Spitze steht Berlin, sind die Lehrkräfte, die für Sonderpädagoginnen vorgesehen sind, gar nicht mit einschlägig qualifizierten Fachkräften besetzt. Das ist für den Umgang mit einem Kind wie Max, auf dem Sie sich beziehen, eine hohe problematische Situation. (haa)



Vielleicht hätte Schule noch früher das Gespräch mit der Schulaufsicht und dem sozialen Dienst führen müssen. Angela Ehlers, Ombudsfrau für Inklusion der Schulbehörde

chen in Absprache mit den Ärzten kein Methyphenidat mehr nimmt und kurzzeitig anderthalb Stunden pro Tag im ReBBZ Altona beschult wird. Und von seinen Lehrerinnen als „freundlich und zugewandt“ beschrieben wird. Ein Junge, der aber auch nur selten in der Lage sei, sich an Verabredungen zu halten. „Er versucht fast durchgängig zu verhandeln und gesetzte Grenzen infrage zu stellen.“ Max könne sich höchstens 15 Minuten konzentrieren, mache aber bei Interesse für das Thema wie Erdkunde und Fußball motiviert mit.

Ein oft liebenswerter Kerl mit teilweise überdurchschnittlichen intellektuellen Fähigkeiten, der aber in anderen Bereichen, so die Eltern, wie ein Kleinstkind reagiert. Pädagogen, die Max kennen, glauben, dass er in einer kleinen Gruppe mit intensiver Betreuung zurechtkommt. Und damit eine Chance hat, irgendwann vielleicht sein seelisches Gleichgewicht zu finden.

Eine solche Beschulung würde es auch den Eltern gestatten, wieder verlassen ihrem Beruf nachzugehen und die Gefährdung ihrer finanziellen Existenz abzuwenden. Nicht ständig auf Abruf zu sein. Und wieder Boden unter die Füße zu kriegen.

Maria hat eine Therapie hinter sich, sie hatte eine Initiative gegründet, weil viele Eltern mit ihren verhaltensauffälligen Kindern in ähnlichen Unglücksfällen steckten. „Wir brauchen für diese Kinder eine ganz neue Schulform“, sagt er. „Denn in RBE-Schulen sind sozial-emotional behinderte Kinder nicht vorgesehen. Wir brauchen für diese Kinder kleine Klassen. Denn sie müssen in diesem Schulsystem etwas leisten, was sie gar nicht leisten können.“

Diese Geschichte beruht auf gemeinsamen Recherchen von Hamburger Abendblatt und Norddeutschem Rundfunk. Der Fall ist an diesem Sonabend um 9.20 Uhr und um 11.20 Uhr auf NDR Info zu hören.